



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Missionär in Indien. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die sich mit jedem neuen Stuß zum Bessern hin nur zu häuten scheint. Noch artet berechtigter Nationalstolz vielfach in renommirende Selbstüberschätzung aus. Noch werden nur zu häufig Siege gefeiert, die erst noch zu erkämpfen sind. Noch wird vor lauter schwarz-roth-goldnem Theater-Deutschthum von der Menge das wahre Deutschland der Zukunft verkannt. Alles das keineswegs bloß unter dem jungen Blut der Universitäten. Und doch ist der Wagen ein gutes Ende weitergerückt.

Auch ein Vergleich des Landesvaters von 1782 mit dem heute üblichen — beide an sich nicht viel bedeutende Brimboria — kann das zu Gemüth führen. Der Landesvater norddeutscher Studenten von 1782 war der Habsburger Joseph der Zweite. Ihn allein, den deutschen Kaiser, feierte das „Lied der Lieder“. Wer wird der Landesvater der deutschen Studenten im Jahr 1882 sein?

Ein Missionär in Indien.

2.

Die Haupthindernisse der Mission in Indien. — Kastenwesen und Kastenchriften. — Jung-Bengal. — Maha.

In der kalten Zeit unternahmen unsre Freunde in Ghazipur auch Missionsreisen nach entlegnen Orten. Da es im Innern des Landes keine Gasthäuser giebt, so mußten sie dabei ein Zelt, Kochgeschirr, Schwaaren, Betten und dergleichen, namentlich aber auch Wasser mit sich führen, da das Trinken verschiedenen Wassers hier leicht Ausschläge erzeugt. Reiste man zu Wasser, so mietete man sich ein Boot, reiste man zu Lande, so ließ man seinem Wagen noch einen Ochsenkarren mit dem Zelt, den Bettstellen und Matrazen und den Bibel- und Tractätchenlisten nachfahren. Im letztern Falle legte man, nur am Morgen und Abend reisend, so lange die Sonne am Himmel stand in einem Wäldchen rastend, täglich höchstens zwei Meilen zurück. Kam man am Ziel an, so schlugen die Diener in einem Hain an der Landstraße oder unter den Bäumen eines freien Platzes mitten in dem betreffenden Orte selbst das Zelt auf, während die Missionäre durch die Gassen gingen und mit den Leuten ein Gespräch anzuknüpfen suchten, an den Ecken predigten oder Bücher vertheilten. „Wir

sprachen dann," berichtet unser Heidenbefehrer, „von der Bestimmung des Menschen, von dem Sündenfall und von der Erlösung durch Christum, von der Ungewißheit des Lebens, von Tod und Gericht, vom ewigen Leben und von der ewigen Verdammniß und baten die Leute, dem Götzendienste zu entsagen und ihre Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum zu suchen.“ „Manchmal ging ich davon aus, daß alle Menschen Sünder seien und als solche unter dem Zorne Gottes stünden und der Verdammniß entgegengingen, worauf ich ihnen die Nichtigkeit ihrer guten Werke zeigte und ihnen die frohe Botschaft vom Weltheiland verkündete, der unsrer Sünden Schuld und Strafe getragen und uns die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, erworben habe, also daß alle, die an ihn glauben, selig werden können.“

Allso wieder nichts als Dogmatik, nie und nirgends eine Andeutung, daß auch von der christlichen Liebe gesprochen worden wäre. Kein Wunder, wenn der Verfasser erzählt, daß das Volk, das ihm zuerst überall freundlich entgegenkam, wenn er mehrmals gepredigt, verdrießlich wurde und die Herren Apostel übel behandelte.

Bißweilen begab sich unser Berichterstatter zu einem der Honoratioren des Ortes: dem Zamindar (Gutbesitzer), dem Guru (Religionslehrer) oder dem Pandit, nahm auf dem Wege jeden, der da wollte, mit und predigte und disputirte dann, vom Hausherrn auf ein Escharpai (Bettgestell) genöthigt, vor den Versammelten. Mitunter machte unser eifriger Befehrer sich auch an die Hindu-Heiligen, die in abgelegnen Wäldchen oder an stillen Orten unter dem Schatten eines alten Baumes nicht weit vom Dorfe wohnten. „Diese Leute waren manchmal," wie er sagt, „so von ihrer Heiligkeit eingenommen, daß sie sich mit mir gar in kein Gespräch einlassen wollten und herzlich froh waren, wenn ich sie wieder verließ. Manchen fragte ich: „Ist Dein Herz rein von Sünden?“ — „Nein.“ — „So bist Du kein Heiliger, sondern ein verdammungswürdiger Sünder.“ Das war gut gemeint, aber nicht grade höflich. Doch nahm es der Heilige nicht übel. „Alle pfl egten sich dann zu entschuldigen und zu sagen: „Kein Mensch ist rein von Sünden: denn wir stecken alle in der Macht der Maya (Scheinwelt), und diese ist von Gott.“

Außer Kisten mit Neuen Testamenten, Bibeln und Tractätchen pfl egen die Missionäre in löblicher Weise auf ihren Reisen von Ort zu Ort auch Arzneien mitzunehmen. „Wenn ich," erzählt der unsrige, „im Dorfe umherging und predigte, sagte ich den Leuten, daß ich Medicin bei mir hätte und dieselbe den Kranken unentgeltlich gäbe. Dann kamen viele zu mir ins Zelt, und dabei versäumte ich nicht, sie auch auf die Krankheit der Seele aufmerksam zu machen und zu Jesu Christo, dem rechten Arzt, hinzuweisen. So sehr die kranken Hindus sich freuten, von mir Heilmittel umsonst zu erhalten, so trugen doch manche Bedenken, die Arznei in Flüssigkeit zu nehmen. Nicht selten geschah

es, daß ein orthodoxer Hindu mich fragte, ob durch das Nehmen dieses Tranks nicht seine Dharm (Gerechtigkeit vor der Gottheit) oder Kaste verloren gehen werde. Ich verneinte das und zeigte ihm, daß das Kastenwesen nicht von Gott sei, und daß durch das Beobachten der religiösen Vorschriften und Bräuche kein Mensch vor Gott gerecht werden und die Seligkeit erlangen könne, sondern nur allein durch den Glauben an Jesum Christum“, u. s. w. u. s. w. Immer das alte Lied, höchstens mit kleinen Variationen. Genug nun von der Thätigkeit unsres Missionärs, und summiren wir jetzt kurz seine Erfolge, um dann zu einigen allgemeinen Bemerkungen über die Missionen in Indien und die Hindernisse, die denselben entgegenstehen, überzugehen.

Ueber den Erfolg der siebenjährigen Arbeit unsrer drei deutschen Heidenboten im Lande Bengalen ist bald berichtet. Sie taufte 9 Waisenkinder und hätten noch einige Erwachsene für die Ceremonie bekommen können, wenn sie dem Lebenswandel derselben hätten trauen dürfen, und wenn sie nicht hätten fürchten müssen, daß durch diese Profelyten „der Name Jesu Christi unter dem abgöttischen Volke stinkend werden“ möchte. Sie vertheilten eine Anzahl Bücher, die vielleicht gelesen, vielleicht anderweit benugt wurden, was der Verfasser zugiebt. Sie unterrichteten einige Kinder, die den Katechismus, den sie auswendig gelernt, möglicherweise behalten haben. Im Uebrigen tröstet sich unser Freund damit, daß sie Bahn gebrochen hätten. Der Gesellschaft, die ihn und die Gefährten gesandt, war das nicht genug, und da das Jahr 1848 ihr die Mittel schmälerte, so rief sie ihre Arbeiter aus dem Weinberge ab. Die beiden andern Missionäre traten in die Dienste einer andern Societät. Der Berichterstatter wurde 1850 nach Amerika versetzt.

Sie hatten freilich auch außer ihrer wiederholt erwähnten falschen Methode mit großen Hindernissen zu kämpfen, die Armen! vor allem mit der allgemeinen Stumpfheit und Gleichgiltigkeit, dann mit der Selbstgerechtigkeit der Orthodoxen unter den Muhammedanern und Hindus. Sehr oft hieß es: „Alles gut, was du sagst, wenn aber alle so wären wie du, wie wölte da die Welt bestehen?“ Andre wieder äußerten ganz ungescheut: „Unsre Sorge geht allein darauf, wie wir uns Essen und Trinken verschaffen!“ Ein Muhammedaner meinte verächtlich: „Wenn ich durch diesen Jesus selig werden soll, so mag ich gar nicht selig werden.“ Dazu kamen mancherlei falsche Gerüchte und Warnungen, wie: „Hütet euch, wer ihre Bücher annimmt, muß später sich taufen lassen“, oder: „Nehmt euch in Acht, die ihr den Padris zuhört, daß eure Namen nicht von ihnen aufgeschrieben werden, wo ihr dann Christen werden müßt; denn diese Leute sind klug.“ Das Haupthinderniß aber ist das Kastenwesen, das den Hindu von jedem entfernt hält, der nicht Seinesgleichen ist, und hierüber müssen wir etwas ausführlicher sein.

Der Hindu achtet und fürchtet den Europäer seiner Macht und Klugheit

wegen, aber bei alledem hält er ihn für im höchsten Grade unrein, einmal weil er ein Fremder ist, dann weil er alles Eßbare ißt, selbst das Fleisch der für heilig gehaltenen Kuh. Eines Tages erzählte ein Pandit einem der Missionäre in Ghazipur, daß ein Hindu ihn gefragt, wie es nur möglich sei, in das Haus des Padri zu gehen ohne sich zu verunreinigen. Als der Pandit versicherte, daß er sich dadurch nicht verunreinige, erwiderte jener, daß dies wohl nur von dem Pandit als einem Brahmanen gelte, ein Mann von niederer Kaste dagegen würde ganz gewiß unrein. In andern Ländern lebt der Missionär, wenn er seine Aufgabe recht versteht, sich ganz in das Volk hinein, besucht die Heiden in ihren Hütten, arbeitet mit ihnen auf dem Felde und unterrichtet sie in nützlichen Künsten und Lebensregeln. In Indien ist davon nicht die Rede. Besucht der Missionär den Hindu, so darf er nur bis in die Veranda des Hauses kommen, höchstens erlaubt man ihm in ein leeres Zimmer zu treten. Dahin kommt der Hausherr oder ein anderer Mann von der Familie, um mit ihm zu sprechen; zur ganzen Familie läßt man ihn niemals, und man sucht alles zu thun, daß er nicht irgendein Gefäß, namentlich einen Krug, Topf oder Kessel berührt. Einer unsrer Missionäre ging einmal in die Hütte seines Wäschers, weil das Dach haufällig war. Unversehens kam er dem Plaze, wo sich das Kochgeschirr befand, ein klein wenig zu nahe. Da schrie ihn der Mann, sein Diener, an, er möge sich doch nur in Acht nehmen; denn sonst würde ihm all sein Zeug unrein. Bei einer Fahrt auf dem Ganges waren die Hinduschiffer unsres Berichterstatters einmal ans Ufer gegangen, um sich auf einem kleinen Feuerheerd, den sie, wie üblich, zum Schutz gegen Verunreinigung in einiger Entfernung mit einem kreisrunden niedrigen Erdwall umgaben, ihr Essen zu kochen. Da ereignete es sich, daß unser Missionär, in der Dunkelheit nach dem Fahrzeug zurückkehrend, wider Wissen und Willen durch den um den Heerd gezogenen Zauberkreis ging, worauf die Bootleute augenblicklich sagten: „Ap ne hamara khana bigar diye“ d. h. Sie haben unser Essen verdorben, und sofort die Speisen wegwarfen.

„Als mein College,“ erzählt unser Missionär weiter, „eines Tages in die Schule ging, kam ihm der Hindulehrer entgegen und sagte, er müsse ein neues Wassergefäß haben; denn in das bisher gebrauchte sei ein Stück Brod gefallen, und da man nicht wissen könne, ob es von einem Christen oder Muhammedaner wäre, in welchem Falle nicht nur das Wasser, sondern auch das Gefäß verunreinigt wäre, so könne man nicht mehr daraus trinken. Mein Freund suchte ihn zu belehren, aber vergeblich, und da letzterer sich weigerte, ein neues Gefäß zu besorgen, so beschaffte der Lehrer eins.“

Ähnliche Beispiele enthält unsere Schrift noch eine ganze Anzahl. Will der Missionär einen Brahmanen anreden, so muß er das aus einiger Entfernung thun; denn zu große Annäherung eines Christen verunreinigt den ade-

ligen aus Brahmas Haupt geschaffnen Herrn. Häufig halten sich Brahmanen und heilige Büßer, wenn ein Padri mit ihnen spricht, ein Tuch vor den Mund, damit sein Athem sie nicht unrein mache. Will jener ihnen ein Buch geben, so bitten sie, es irgendwo hinzulegen, wo sie es dann sich abholen. Nicht selten sagen selbst Leute niederer Kaste: „Wir nehmen von euch keine Bücher an; denn wir werden dadurch unrein.“

Auch mit den Muhammedanern verkehrt sichs nicht leicht; denn sie sehen den Europäer ebenfalls für unrein an, weil er das Fleisch des im Koran verbotenen Schweins ißt. Außerdem aber hassen sie diese Fremden, weil sie ihnen, die früher die Herren des Landes waren, ihre Gewalt und Macht entrissen haben. „Tum ne hamara mulk ehbin liya“, Du hast uns unsere Herrschaft genommen, sagten sie mehr als einmal zu unserm guten Berliner, der doch an Clives Eroberungen so unschuldig war wie an Adams und Evas Sündenfall.

Nicht nur die Eingebornen, auch manche Engländer legen dem Missionär in seiner Thätigkeit Hindernisse in den Weg. Sie betheiligen sich an den heidnischen Festen, z. B. am Durgafest, spenden den Tempeln Geschenke, die als den Göttern derselben dargebrachte Opfer aufgefaßt werden, und schaden, was uns die Hauptsache zu sein scheint, der Ausbreitung des Christenthums durch unsaubern Lebenswandel. Gar oft sagen die Eingebornen dem Missionär: „Geh erst, die Christen zu bessern, und dann komm zu uns.“

Der Verfasser schlägt die Zahl der eingebornen Christen in Indien auf 120,000 an. Sehen wir davon ab, daß dies im Vergleich mit den neunzig oder hundert Millionen Heiden und Muhammedanern, welche das Land bewohnen, und im Verhältniß zu der Thatsache, daß die Missionäre hier bereits seit länger als einem halben Jahrhundert mit sehr beträchtlichen Mitteln wirken, eine winzig kleine Zahl ist, so wird die Sache noch mäßiger, wenn man erfährt, von welcher Art viele dieser eingebornen Christen sind. Viele, die sich zur Taufe melden, haben irdische Vortheile im Auge. „Es ist in Ostindien wirklich sehr schlimm, daß man fast alle eingebornen Christen im Anfange auch erhalten muß. Wenn sie um die Taufe bitten, so bitten sie in der Regel auch um ihre Versorgung, und nicht ganz mit Unrecht;“ denn der Uebertritt zum Christenthum trennt sie von ihrer Familie und ihren Freunden und Nachbarn vollständig, und niemand von diesen giebt ihnen Gelegenheit, ferner etwas zu verdienen. Der Verfasser erzählt:

„Einst meldete sich — der Charakter der Hindus ist voll Lug und Betrug — bei uns ein Hindu zur Taufe, der schon von einem andern Missionär getauft war.*) Ein Andrer war ein Heiliger und schien es aufrichtig zu meinen.

*) Durchaus nichts Ungewöhnliches in dem Leben auch anderer Missionsstationen. Wir sahen in Jerusalem einen russischen Juden, von dem das Gerücht ging, er habe sich auf dem Wege von Moskau nach dem heiligen Lande nicht weniger als fünfmal die Taufe applliciren lassen und damit, da es jedes Mal ein ansehnliches Viaticum abgeworfen, ein gutes Geschäft gemacht. Jedermann glaubte das, da ähnliche Vorkommnisse schon dagewesen waren.

Sobald aber bekannt wurde, daß er Christ werden wollte, bestürmten ihn seine Glaubensgenossen mit Vorstellungen, er möge doch nicht seine Kaste verschmerzen, und machten ihm allerhand Versprechungen. Wenn er Christ würde, sagten sie vorzüglich, würde er keine Opfergaben mehr bekommen. Er antwortete ihnen: „Könnt ihr meinem Herzen Ruhe und Frieden verschaffen? Ich suche den Weg zur Seligkeit, und den habe ich allein in dem Christenbuche gefunden. Darum muß ich zum Padri gehen.“ Zuletzt indeß wurde die Versuchung und Anfechtung für ihn doch zu groß. Als er bereits einige Zeit christlichen Unterricht erhalten hatte und nahe daran war, getauft zu werden, gelang es den Feinden, ihn in seinem Entschluß wankend zu machen, und eines Tages lief er uns in der ihm geschenkten Kleidung, die wir ihm gegeben, damit Andre ihn in seinem Heiligenhabit nicht anbeten möchten, auf Nimmerwiederkehr davon.“

Unser Buch berichtet uns zwar auch von Leuten, die fest blieben, und unter andern von einem Manne, der hunderttausend Gulden um seines Glaubens willen daran gegeben. Das sind aber doch seltne Ausnahmen, und das Kastewesen ragt mit seiner Starrheit selbst in das Christenthum der Hindus hinein.

Der Verfasser weiß uns einen Sonntag auf einer indischen Missionsstation, die schon eine Anzahl eingeborner Christen hat, recht hübsch zu schildern. Während Heiden und Muhammedaner ihren irdischen Geschäften nachgehen, begeben sich die Getauften nach der Kirche, wobei die Verheiratheten ihre kleinen Kinder mitnehmen. In Zügen sieht man die Kinder aus den Waisenhäusern und Kostschulen, die Knaben mit hellfarbigen Turbanen und langen weißen Obergewändern, die Mädchen entweder in weißen Musselin oder hübsch gemustertes inländisches Zeug gekleidet, zu zwei und zwei mit ihren Lehrern und Lehrerinnen zum Gotteshause gehen. Die Männer nehmen beim Eintritt in dasselbe den Turban ab, behalten aber die Schuhe an, während sie früher in Tempel oder Moschee jenen aufbehielten und diese ablegten. Die Kirchen haben statt der Fenster Jalousieläden, welche die Sonne abhalten und die Luft einlassen. An der Decke haben sie in der heißen Jahreszeit große Fächer, die fortwährend durch Stricke in Bewegung gesetzt werden. Manche der Versammelten wehen sich auch mit Handfächern Kühlung zu. Statt der Kirchenstühle bedient man sich langer Bänke von Bambusrohr. Der Boden ist mit indischen Matten bedeckt. Die Männer sitzen auf der einen, die Frauen auf der andern Seite. Emporen giebt es in indischen Kirchen nirgends.

Die Sprache beim Gottesdienst ist entweder bengalisch oder hindustanisch. Der Gesang folgt englischen, bisweilen auch deutschen Melodien. Beim Gebet kniet alles nieder. Auf den englischen Stationen bedient man sich der Liturgie des Commonprayerbooks in der Uebersetzung und mit einigen Kürzungen. Man beginnt mit einem Liede, dann folgt die Liturgie, hierauf wieder ein Lied und sodann die Predigt, die von den jungen Leuten mit dem Bleistift nach-

geschrieben wird, damit sie Nachmittags in der Bibelftunde über das Gehörte Antwort geben können.

Das nimmt sich recht nett und sauber aus. Aber das Kastenwesen, welches wenigstens in den christlichen Gemeinden Südindiens geduldet wird, stört das hübsche Bildchen bedeutend. Hier giebt es viele Hindus, die zwar die Taufe genommen haben und den christlichen Glaubenslehren anhängen, aber damit nicht aus ihrer Kaste getreten sind und weder mit den Missionären und andern Europäern, noch mit eingebornen Christen niederer Kaste essen. Desgleichen kommt es vor, daß Muhammedaner sich taufen lassen, aber nicht zum Abendmahl gehen, weil sie fürchten, durch Essen und Trinken mit den Missionären sich zu verunreinigen und vom Tische ihrer noch unbefehrten Verwandten ausgeschlossen zu werden. Ferner weigern sich die Christen höherer Kaste, mit Schudr und Parias in der Kirche zusammenzusetzen und verlangen Plätze, die von denen jener getrennt sind. Die HinduKnaben, die in den Missionschulen unterrichtet und erzogen werden, fordern gleichermaßen besondre Adelsbänke und streiten sich mit den Lehrern über die Höhe der Scheidewand, die sie vor verunreinigender Berührung mit den plebejischen Schulkameraden sichern soll. Eingeborne Missionäre und Gehilfen, welche ihre Kaste beibehalten haben, als sie sich zur Taufe meldeten, nehmen Anstand, in die Häuser von Leuten niederer Kaste zu treten, um dort das Reg des Evangeliums auszuwerfen, sie gehen nicht an die Krankenbetten solcher Hindus, die schon Christen sind, wogegen sie mit Kastengenossen, die noch im Heidenthum leben, ungeschert verkehren. „Während sie diese für rein halten, wird der getaufte Hindu Bruder, der durch das Blut Jesu Christi rein gewaschen ist, ja selbst der Missionär für unrein angesehen.“ Werden diese Leute über ihr Verhalten zur Rede gestellt, so werden sie unbotmäßig und unwillig gegen ihre Obern. In der Gemeinde selbst reißt anarchisches Wesen immer mehr ein. Ja die Kastenchristen wagen sogar den Unterschied von Rein und Unrein bis zur Feier des heiligen Abendmahls zu tragen. Die aus der Brahmanenclasse wollen nicht aus dem Kelch trinken, aus dem vorher ein Schudr oder Paria getrunken hat, sie fordern einen Kelch für jede einzelne Kaste oder wenigstens, daß die Parias nach den Angehörigen der höhern Kasten trinken sollen.

Diese Ansprüche haben nicht nur die Gemüther verwirrt, sondern auch die Missionsgesellschaften gespalten. Es giebt Missionäre der strengen Observanz, die von dem Eingebornen, welcher die Taufe verlangt, Aufgebung seines Kastenvorurtheils fordern, und solche von der laxen Methode, welche, um mehr Tausen zu erzielen, diese Forderung nicht erheben. Zu jenen gehören alle Sendboten der englischen, schottischen, amerikanischen, der basler und der götterschen Mission, zu diesen vorzüglich die der leipziger Missionsgesellschaft. Von selbst versteht sich, daß die Strengen Recht haben; denn das Christenthum ist vor allem die Religion der Gleichheit vor Gott und der Liebe, und Kastenchristen nach leipziger Zuschnitt stehen selbst hinter Muhammedanern zurück, die bekanntermaßen ebenfalls keinen Adel und kein Priestertum vor Allah kennen.

Ueberblicken wir nun die indischen Zustände von dem religiösen Gesichtspunkte, so sehen wir, daß der Götzendienst mit seinem grotesken Aberglauben und der Islam noch immer die Religionen des Landes sind. Noch herrscht überall der ethische Quietismus, welcher aus dem Pantheismus der Hindus und der Lehre an eine unabänderliche Vorherbestimmung hervorgeht, zu der sich die Muhammedaner bekennen. Noch knechtet die Tyrannei der Brahmanen vielfach den Sinn der Eingebornen, und noch lebt fast die ganze weibliche Bevölkerung in tiefster Unwissenheit und Geringsachtung. Noch unterdrückt der Kastengeist alle natürliche Regung der Liebe und allen Unternehmungsgest.

Dennoch ist es nicht mehr wie vor hundert Jahren. Nur irrt der Verfasser, wenn er die unlängbare Metamorphose, die seitdem sich vollzogen hat, allein oder auch nur hauptsächlich auf Rechnung der Missionäre setzt. Dieselben werden einiges Verdienst dabei haben, wenn viele (gewiß nicht alle) Hindus überzeugt sind, „daß ihre Religion und alles, was sie bis jetzt für wahr und heilig gehalten haben, Lug und Betrug ist.“ Und dieselben mögen mit unter den Ursachen genannt werden, wenn wirklich „die Muhammedaner immer mehr einsehen“ sollten, „daß die Lehren, auf die sie bisher ihr ganzes Vertrauen setzten, falsch sind.“ (???) Es mag richtig sein, daß den Götzen und ihren Priestern jetzt weniger Ehre erwiesen wird, daß der Prunk der heidnischen Feste abgenommen hat, die Wallfahrtsorte nicht so besucht sind, der Werth der Schulen mehr erkannt wird als früher, wo man den Schulbesuch aller Kinder mit 2 bis 6 Rupien monatlich von den Eltern erkaufen mußte, während man jetzt nur noch für die Mädchen zu bezahlen hat. Alle diese Wendungen zum Bessern aber schreiben sich zum größern Theile davon her, daß alle Religionen nach einer Zeit der Blüthe allmählig von selbst absterben, und daß dies jedenfalls von der Hindu-religion zu behaupten ist, die überdies schon durch den Buddhismus und den Islam starke Stöße erhielt, von dem großen Stoß, der durch die Eroberung des Landes durch die Briten mittelbar nach ihr geführt wurde, gar nicht zu reden.

„Alle (wir ziehen vor, zu sagen, manche) Eingebornen Indiens haben,“ wie unsere Schrift berichtet, „das Vorgefühl von einer großen Umwälzung auf sittlichem Gebiet,“ und „es wird jetzt,“ von Seiten der Missionäre „nur auf eine allgemeine Ausgießung des heiligen Geistes über die Bewohner Indiens gewartet, damit dort Schaaren der Kirche des Herrn einverleibt werden“ — beiläufig eine Hoffnung, die auch in andern Ländern die Missionäre oft erfüllt.

Wir erlauben uns, diese Erwartung eines Wunders nur als ein Zeichen der Schwäche des Missionswesens und als einen Beweis dafür zu betrachten, daß es auf dem Wege der gewöhnlichen Belehrungsversuche nicht nach Wunsch vorwärts will. Verständiger klingt, was der Verfasser von dem Einfluß sagt, den die Zunahme nützlicher Kenntnisse unter dem Volke auch auf religiösem Gebiete übt. Ebenfalls einleuchtend ist, daß der Umstand, daß die Regierung ihre einheimischen Beamten nicht mehr bloß aus den Brahmanen, sondern aus allen Kasten nimmt, auf das Ansehen der Kasteneintheilung zerstörend einwirken muß. Besonders wichtig ist endlich die Einführung der Eisenbahnen in Ostindien, von denen die Hindus anfänglich nichts wissen wollten, die sie aber jetzt in Masse benutzen, und bei denen, von andern Einflüssen derselben abgesehen, das Kastenwesen sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten läßt.

Bedeutender für die fernere Entwicklung Indiens als das Missionswesen könnte eine sich aus der Mitte der denkenden Eingebornen selbst entwickelnde Reformation werden, von welcher unsre Schrift S. 398 bis 400 berichtet.

Da viele von den Hindus den Verfall und die Entartung der alten Religion erkennen, sich aber gleichwohl nicht entschließen können, dem Glauben der Väter zu entsagen, so denken sie an eine Purification desselben und des mit ihm verbundenen Systems von Observanzen. Einige gelehrte Brahmanen haben vorgeschlagen, einfach auf die alte unverdorbnere Lehre der Vedas zurückzugehen, und damit vielfach Anklang gefunden. (Es ist daraus die rein deistische Secte der Brahma Somadsch entstanden.) In Kalkutta und andern großen Städten Indiens hat sich ein Verein gebildet, der von den Engländern „Young Bengal“ oder „Young India“ genannt wird und bereits Tausende von Mitgliedern zählt. Besonders die wohlhabendere und vornehmere Classe des Volkes ist in demselben vertreten. Das „junge Bengalen“ hat sich durchaus von den

Fesseln der alten Sazungen, vom Kastenwesen und dem Verbot gewisser Speisen losgemacht. Die Mitglieder des Bundes speisen mit einander und ebenso mit Christen und Anhängern des Islam an einem Tische, essen gleich den Europäern Rind- und Schweinefleisch und verschmähen den Genuß geistiger Getränke nicht. Auch beobachten sie nicht mehr die Ceremonien und Vorschriften des alten Hinduismus. Die Mehrzahl derselben ist in den Regierungs- und Missionschulen erzogen und kümmert sich nicht um den Widerspruch und die Drohungen der ehemaligen Glaubensgenossen. Die Vorschläge, welche aus ihrer Mitte zu weiteren Reformen gemacht wurden, laufen ungefähr auf Folgendes hinaus:

Alle Menschen müssen Gott aufrichtig anbeten. Sinnliche Darstellungen der Gottheit sind nicht zu verehren. Der gute Mensch hat für seines Nächsten Wohlfahrt zu sorgen wie für seine eigne. Alle religiöse Gebräuche, diejenigen ausgenommen, welche mit der Weihe der Brahmanen für ihr Priestertum, mit Heirathen und Begräbnissen zusammenhängen, müssen abgeschafft werden. Bei allen religiösen Handlungen hat man sich der Landessprache zu bedienen. Wer Neigung hat, lerne Sanskrit, aber es ist kein Grund vorhanden, weshalb die, welche dasselbe nicht verstehen, es bei religiösen Acten gebrauchen sollten. Jedermann muß es freistehen, hinsichtlich der Aeußerlichkeiten der Religion zu schreiben, zu sprechen und zu thun, was er für gut findet. In Sachen des Glaubens und ebenso in den Verhältnissen des alltäglichen Lebens sollen Männer und Frauen gleich viel gelten, so daß Wittwen z. B. nicht mehr gebindert sein würden, sich wieder zu vermählen. Sittliches Leben muß höher geachtet werden als gottesdienstliche Ceremonien. Die letztern gelten jetzt am meisten, aber das muß aufhören. „Die Weiber sollen nicht meinen, daß sie ihre Sünden abbüßen können, wenn sie in Procession um den Pipalbaum herumgehen. Der Gebrauch sinnloser Formeln muß ein Ende nehmen. Keine Classe von Menschen darf mit Verachtung behandelt werden, und der Kastenstolz ist verwerflich.“ Die Vaterlandsliebe ist zu pflegen, jeder muß für das Wohl des Vaterlands zu sorgen bestrebt sein. Jeder wähle den Beruf, der ihm zusagt. Die gesellschaftlichen Unterschiede dürfen sich nur auf Tugend und Verdienst, nicht auf Geburt gründen. Für die Verbesserung der Lage des Landvolks (welches in Indien noch vielfach bedrückt ist) muß Sorge getragen werden, nöthigenfalls mit Anwendung von Gewaltmitteln. Den Befehlen der Obrigkeit gebührt Gehorsam wie den Geboten der Gottheit. (Jung-Indien ist also gut englisch gesinnt.) Alle müssen darnach trachten, sich Kenntnisse und Bildung zu erwerben, und jeder soll sich ohne Unterlaß damit beschäftigen, die Bekümmerten zu trösten, die Unwissenden zu belehren, den Kranken Arznei zu reichen, den Armen Geld zu geben, ein jeder nach seinem Vermögen. Alle müssen die Wahrheit (mit der es der gemeine Mann im ganzen Orient selten genau nimmt) zu ihrem Panier machen, und alle Handlungen, die ihr entgegen sind, vermeiden.“

Dieses Programm lautet nicht übel, und dem jungen Indien ist vielleicht eine Zukunft zu prophezeien, die dann eine Basis für Besseres abgeben würde. Das Missionswesen in Ostindien dagegen, wie es sich nach unsrer Schrift darstellt, ist, um uns landesüblich und zugleich möglichst artig auszudrücken, in dem, was den Gesellschaften als Hauptsache gilt — Maya.